

Abend-



Zeitung.

Sieben und zwanzigster Jahrgang.

12.

Sonnabend, am 29. Juli 1843.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

### Die drei Sterne.

Unter den Millionen Sternen,  
Deren glänzend schimmernder Strahl  
Niederfällt aus des Himmels Fernen  
In der Erde nächtliches Thal,  
Zeugen drei in ewiger Klarheit  
Von der höchsten, ewigen Wahrheit.

Was die Natur uns schweigend verkündet  
Und die Stimme des Herzens ahnend spricht,  
Das wird zur leuchtenden Wahrheit entzündet  
Von des einen Sternes ewigem Licht.  
Zum Himmel allein von der Erde Staube  
Erhebt den Menschen der fromme Glaube.

Wenn die Blumen sprossen und Lieder ertönen,  
Fröhlich belebend den duftenden Hain,  
Weidet der Blick sich mit wonnigem Sehnen  
An des zweiten Sternes heit'rem Schein;  
Denn des Lebens und der Freude Triebe  
Erwachen am Urquell der ewigen Liebe.

Die Blume welkt, es verstummen die Lieder,  
Und Freuden verwandeln sich in Schmerz;  
Da blickt ein dritter Stern hernieder,  
Freundlich tröstend das trauernde Herz.  
Die Hoffnung ist's, die himmlische, milde,  
Die wiederbelebt die erstorb'nen Gesilde.

Empor zu den drei ewigen Sternen  
Hebe in Freuden und Leiden den Blick!  
Aus ihren reinen, seligen Fernen  
Rehrest du beseligt zur Erde zurück.  
Wen diese Sterne durchs Leben führen,  
Wird nimmer den Weg zum Glücke verlieren.  
E. F. Peters.

### Der deutsche Verbannte in Sidney Cove.

(Fortsetzung.)

Nachdem er das Schreiben vor sich auf den  
Tisch gelegt hatte, fuhr er fort: „Meine Worte  
sollten gewissermaßen die Einleitung zu den Ih-  
nen zu machenden Eröffnungen sein, die zugleich  
mit dem Inhalte dieses Schreibens Ihr künftiges  
Glück begründen werden. Zuverlässig, caro mio!  
kommt es jetzt nur allein auf Ihre Zustimmung  
an, ob Sie glücklich werden, ob Sie mir künftig  
durch heiligere Bande, als durch die der einfachen  
Freundschaft, nahe stehen wollen. Es fragt sich  
jetzt nur noch, ob Sie auf die Dfferten eingehen  
wollen, die mein Freund, Se. Excellenz der Kriegs-

minister von Neapel, Monsignore Pepe, die Gnade hat, Ihnen durch mich zukommen zu lassen."

Während H—s immer gespannter horchte, fuhr Trastamare mit gedämpfter Stimme fort: „Der König rüstet sich, und zur Verstärkung des Heeres werden in diesem Augenblicke zwei neue Reiterregimenter gebildet. Es fehlt an gedienten Officieren, nachdem der unglückliche Feldzug in Rußland die Reihen der Braven so sehr gelichtet hat. Hier" — bei diesem Worte die Stimme erhebend — hielt er das besiegelte Document empor, „das Patent, das Sie in einem der neuen Regimenter zum Chef einer Escadron ernennt."

H—s glaubte bei diesem Ausspruche auf dem flammenglühenden Aetna zu stehen, gleich darauf aber fühlte er sich eifig wie von Todeschauer geschüttelt. Dann begann es in seinem Innern zu wallen, als wenn ein Sturmwind die Wogen peitscht, daß sie zu Bergen heranschwellen. Seine Gemüthsbewegung erreichte den höchsten Grad, als er das Papier selbst entfaltete, und der Inhalt nun die Bestätigung von des Barons Worten nachwies. Das verhängnißvolle Papier krampfhaft in der Hand haltend, als sei es ein Schatz, von dessen Verlust seine Seligkeit abhing, schritt er mit hastigen Schritten durch das Zimmer. In seinen gegenwärtigen Dienstverhältnissen ging mit der Hoffnung auf baldiges Avancement auch die Aussicht, seine angebetete Bianca zu besitzen, auf immer verloren. Drüben konnte er mit Ueberspringen von drei Graden Escadronchef werden, während sich ihm zugleich die Aussicht in eine noch glänzendere Zukunft eröffnete. War es etwa etwas Unmögliches, war es nicht im Gegentheil mehr als wahrscheinlich, daß er sich zu den höchsten militairischen Graden aufschwingen konnte, sobald sich ihm Gelegenheit darbot, große Thaten unter den Augen des heldenkühnen Joachims auszuführen? so daß er einst mit gerechtem Stolz auf den Obrist, seinen jetzigen Chef, und auf alle Officiere des Regiments herabschauen konnte.

Aber wie? sollte er nicht durch Meineid und Verrath diese hohen Ehren erkaufen? Wurde er nicht sowohl in seinen eigenen, als in den Augen der Welt, durch den zu thuenden Schritt mit unauslöschlicher Infamie gebrandmarkt? Aber die Ehre, wie ist sie doch so relativ? und die Liebe,

welch süßen Balsam legt sie nicht auf Gewissenswunden und auf wunde Herzen?

H—s kämpfte lange einen wilden, verzweiflungsvollen Kampf. Doch haben ihn nicht Tausende um dieselbe Zeit mit ihm, viel leichter und mit weniger Gewissensscrupeln gekämpft? Fürsten, Marschälle und Minister, die Brust mit den höchsten Orden aller Länder geschmückt? — Die Welt hat sie — wenigstens äußerlich — hoch geehrt, weil sie ihn leichter kämpften als der zurückgesetzte Quartiermeister eines deutschen Husaren-Regiments. Der ganze Unterschied besteht in der moralischen und in der diplomatisch-politischen Ehre. Die Ehre ist ja in gewissen Kreisen nur noch ein Hirngespinnst! Was man im bürgerlichen Leben Verbrechen nennt, führt dort nicht selten zu den höchsten Ehrenstellen. Zeit und Erfolg bestimmen für politische Renegaten einzig und allein die betreffende Kategorie. Je nachdem die Politik entscheidet, wird Laster zur Tugend, und Tugend zum höchsten Verbrechen gestempelt!

Als H—s noch unentschlossen am heftigsten um die Wahl des Entschlusses kämpfte, klopfte es leise, dann etwas stärker an die verschlossene Thür, und als der Baron Trastamare, der bis dahin kein Auge von dem Ringenden verwendet hatte, ohne ihn jedoch in dem Kampfe zu stören, vorsichtig öffnete, trat Bianca herein, und — wie mein Bekannter später versicherte — in einer so hohen, verklärten Schönheit, daß sein Kampf im Nu entschieden war. Eine Thräne neigte die seidene Wimper, als sie schüchtern dem geliebten Manne die Hand reichte, die er stürmisch an sein Herz zog, dann mit kaum hörbarer Stimme die Frage an den Vater richtete, was der Geliebte beschloffen habe. „Mir bangt, o mein theurer Vater, eine Antwort zu vernehmen, die ihn vielleicht entehren könnte, während mich eine andre nach Ihrem Ausspruche ja auf ewig von ihm trennen müßte."

„In Deinem Besitze, meine Bianca, zu den höchsten Ehren zu steigen, dieß ist mein unwiderstehlicher Beschluß!" — rief H—s mit ungestümen Feuer — „Britannia, unser Bündniß ist zerrissen, dem ritterlichen Könige treu zu dienen, gleich ihm zu den Sternen zu steigen, sei fortan meines Lebens einziges Ziel!" Eine lange Umarmung besiegelte diesen Ausspruch, mit dem der

Unglückliche von den höchsten Ehren träumend, sein schwarzes Loos unwiderruflich gezogen hatte.

Und wer, frage ich — wagt es, einen Stein auf den Mann zu werfen? Auf ihn, der in diesem doppelt verlockenden Augenblick zum Verräther an seinem Könige, zum Meineidigen an der Fahne wurde, die er so lange fast abgöttisch verehrte? Fühlt sich etwa einer unter den Lesern geneigt dazu? Ich nenne ihn mit seiner Erlaubniß einen Heuchler, und schleudere ihm sofort den Fehdehandschuh hin. Doch halt! Keiner, oder doch nur einige wenige unter ihnen, haben den Engel Rosa Bianca gekannt; und, giebt es nicht auch heutigen Tages noch immer Verschiedene in der hochaufgeklärten Menschensocietät, die nicht wie der alte Weltweise das Herz haben, aufrichtig von sich zu sagen: „nihil humani a me alienum puto!“

In einer der nächsten Nächte, welche dem entscheidenden Abend folgten, bestieg H—s, der Verabredung gemäß, ein dem Monsignore Campo nero gehörendes Fahrzeug, um nach Lipari, und von da in einer dunkeln Nacht nach Calabrien überzusetzen. Dort wollte man sich späterhin, an dem Tage, wenn die englische Wachtflotille im Canal durch die sicilianische, deren Anführer dem Baron befreundet war, abgelöst würde, so daß letzterer mit seinem Haushalte unbelästigt überfahren konnte, vereinigen, um gemeinschaftlich zu Lande die Reise nach Neapel fortzusetzen.

Die Eile, mit welcher mein Bekannter die Ausführung des gefährlichen Unternehmens betrieb, war so groß, daß er nicht einmal die Civilkleider anlegte, welche ihm von des Barons Leuten, die er, um ihn mit seinen Effecten an Bord zu holen, geschickt hatte, überbracht wurden. Er hielt es für genügend, sich mit dem treuen Schwerte zu umgürten, das er so ruhmvoll im Vaterlande und in Spanien gegen die Feinde geführt. Dann nahm er die Pistolen von der Wand, prüfte sorgfältig ihre Ladung, hüllte sich in seinen Reitermantel und gab das Zeichen, daß er bereit sei, seinen Führern zu folgen. Diese machten ihn auf einen Reisekoffer aufmerksam, um welchen Uniformstücke und Wäsche in wilder Unordnung zerstreut lagen. H—s verneinte durch ein rasches Kopfschütteln und schritt hastig in die dunkle Nacht hinaus. Die Männer sahen sich eine

Weile verwundert an; dann aber glaubten sie nach kurzer Ueberlegung als treue Diener ihres Herrn, wenigstens diesem gefällig zu werden, wenn sie die Sorge für den Mann übernahmen, von dem sie wußten, daß er so hoch beim Monsignore angeschrieben stand, während er selbst sie, wie ihnen vorkam, mit unverzeihlicher Nachlässigkeit versäumte.

Schnell warfen sie, was ihnen am werthvollsten schien, in den Koffer, und drückten den Deckel ins Schloß. Während einer von ihnen die Bürde auf die Schulter nahm, verlöschte der andere vorsichtig die Lichter. Nachdem er noch eine Zeit lang gehorcht, ob Alles draußen ruhig blieb, verschloß er das kleine Haus, das während des letzten Jahres unter dem Namen H—s Klause allgemein bekannt, bisher nur dann von dem ruhlosen Bewohner verlassen wurde, wenn ein Dienstgeschäft ihn rief, oder wenn er mit Einbruch der Nacht die Terra nuova entlang zum Palaste Campo nero schlich.

Das Meer schlug brausend an die nahen Festungswerke. Kein Stern erleuchtete den nächtlichen Himmel, auf der Terra nuova war Alles im ersten tiefen Schlaf versunken. Man hörte keinen andern Laut als das Rollen des Meeres, die in der Ferne wandernden Schildwachen, und die Tritte der Männer, die sich beeilten, ihren Schutzbefohlenen auf dem Wege nach einer Stelle an der Küste einzuholen, wo sonst in der Regel keine Landung oder Abfahrt von Schiffen stattfand. In jenem Koffer aber, den die Männer wie im Triumph mit sich davon trugen, befanden sich außer den Rechnungsbüchern der Escadron, die ganze Escadronskasse für einen Monat.

Wenige Tage später wurde jenes Fahrzeug, das wegen eines sich plözlich erhebenden Südwindes zum Kreuzen an der diesseitigen Küste gezwungen wurde, gefangen eingebracht. Die Papiere des Reisenden wurden von dem, ihnen unglücklicherweise auf der Höhe von Palermo ins Fahrwasser gerathenen Kriegskutter, für nicht ausreichend, also für verdächtig erklärt.

H—s hatte, so wie es nicht anders von ihm zu erwarten war, in dem Augenblick, als ihm der Officier erklärte, daß er sein Gefangener bleiben müsse, bis er von der Station zu Messina Instructionen eingeholt habe, seinen Entschluß ge-

faßt. Er wollte durch einen Pistolenschuß seinem Leben ein Ende machen. Der Bedauerungswürdige sollte aber noch schwerer geprüft werden! Ein hinter ihm stehender Matrose, der diese Absicht merkte, und nun um so sicherer einen Spion oder irgend etwas der Art in dem Gefangenen vermuthete, schlug das Pistol zurück, so daß der Schuß sein Ziel verfehlend, nur den Hals, nahe unter der Kinnlade streifte. Jetzt legte man ihn und seine mitgefangene Schiffsmannschaft in Fesseln.

Das Haupt mit einem blutigen Tuche umwunden, sah ich den unglücklichen H—s unter starker Bedeckung über die Terra nuova an seinem verlassenen Hause vorüber, in die Sidatelle führen, wo sich ein Kriegsgericht zur Untersuchung des außerordentlichen Falles versammelt hatte.

Freimüthig erklärte er, daß er seine Stellung im Regimente fernerhin nicht mehr habe als eine ehrenvolle betrachten können, nachdem ihm wiederholt Männer im Avancement vorgezogen worden wären, deren Verdienste Niemand namhaft zu machen im Stande sei. Er wäre daher, überzeugt, daß man ihm den Abschied verweigert haben würde, im Begriff gewesen, die ihm vom Nachbarstaate angebotene ehrenvolle Stellung anzunehmen, wobei er zur Bestätigung seiner Aussage, die im Futter seiner Kleidung verborgen gebliebenen Papiere nebst dem vom König Joachim vollzogenen Anstellungspatente auf die Gerichtstafel legte. Fest läugnete er jedoch die ihm zur Last gelegte Absicht: daß er die ihm anvertraute Casse habe mitnehmen wollen, und berief sich deshalb auf die Aussage seiner Mitgefangenen. Man fand auch das Geld vollzählig im Koffer. Sein Verhältniß zu Signora Bianca verrieth er mit keinem Worte im Verhör, auch schlug er es standhaft aus, sie in seinem Kerker zu sehen, wozu die heiß glühende Sicilianerin einen Weg gefunden, der Niemand als dem commandirenden General und dem Plakadjutanten bekannt wurde. Er hielt es für unverträglich mit ihrer Ehre und mit der Aussicht auf der Signora künftiges ungetrübteres, eheliches Glück mit einem würdigeren Gatten. —

Nur auf die lebhafteste Verwendung, nicht allein aller Officiere im Regimente, sondern auf ausdrückliche Intercession des commandirenden Generals wurde der Ausspruch des Court mar-

tial, welches auf Tod erkannt hatte, in Transportation auf Lebenszeit verwandelt.

Moralisch todt für die Welt, wurde unser unglücklicher Kamerad zuerst auf einem Gefangenen-schiff nach England übergeführt, um dort in einsamer Kerkerhaft zu verweilen, bis der nächste nach Sidney und Port Jackson abgehende Gefangenen-transport vollzählig sein würde.

Es war sicherlich ein schreckliches Jahr, von dem er die eine Hälfte in einem düstern Kerker des Schlosses zu Winchester, die andere Hälfte mit 500 Gefangenen von jedem Stande, Alter und Geschlecht, am Bord des Transportschiffes verlebte, das ihn mit seinen Unglücksgefährten so weit ab vom Vaterlande in die Verbrechercolonie überführte, die sein Grab werden sollte. Fast eben so düster verfloß ihm das erste Jahr am Orte seiner Bestimmung, wo er im täglichen Umgange mit Ausgestoßenen, von denen ihm keiner Trost zu geben vermochte, mit blutenden Händen und im Schweiß seines Angesichts die Hütte erbaute, wodurch er geseßlich in die Verbrechergemeinde aufgenommen wurde, die in Europa, aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen, durch Begründung eines neuen Vaterlandes neuen Anspruch auf den Schutz der Geseze erworben, dessen sie sich im Mutterlande verlustig gemacht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus dem Leben in der Schweiz.

Von

Dr. Carl Krause.

### I.

#### Eröffnung einer Tagssagung.

(Schluß.)

„Die Herren,“ bemerkte ich meinem Nachbar, „scheinen hier sehr zu Hause zu sein.“

„Scheinen?“ entgegnete er, „sie sind es; wäre die Welt nicht gewohnt, die Dinge nach der Außenseite zu beurtheilen, so würde das Publikum nicht auf die Tagssagungsherren warten. . . .“

„Sondern in der Diplomatie die höchste Bun-

desbehörde anerkennen, meinen Sie. Ein bekannter französischer Schriftsteller stimmt gewissermaßen mit Ihnen überein, nur auf andere Weise."

"Wie so?"

"Kennen Sie Alexander Dumas' Reise in der Schweiz?"

"Nein."

"Er ist nicht wenig verwundert, daß in der Schweiz die Diener oder Waibel, wie im alten Rom die Liktoren den Consuln, den Gesandten vorausgingen."

"Wie ist das möglich?"

"Weil er, wie Sie, die Tagsatzungsgesandten in ihrer einfachen schwarzen Kleidung nicht als solche anerkannt hat. Sie wissen, daß jeder sogenannte Standeswaibel einen Mantel trägt, halb grün, halb weiß, oder halb roth, halb blau, oder wie die Landesfarben seines Cantons sein mögen. Dumas hat nach dem Scheine geurtheilt, und die Buntbemäntelten mit ihren Herren verwechselt."

"Auch nicht übel," erwiderte mein Freund.

"Wenn ich Schweizer wäre, würde ich wünschen, meine Verwechslung wäre auch nur ein Irrthum."

"Und glauben Sie es nicht, daß es so ist?"

"Ich will Ihnen sagen, was ich denke. Was die Schweizer in dem letzten Jahrzehnt im Innern gewonnen haben, das haben sie nach Außen verloren, oder nein, ich habe zu wenig gesagt, sie haben in der äußern Politik viel größere Rückschritte gemacht, als sie in der innern fortgeschritten sind. Die alten Regierungen, welche abgetreten sind, besaßen das Vertrauen der europäischen Cabinette; sie konnten sich selbständig bewegen, wenn sie wollten; denn Niemand kümmerte sich um sie. Die neuen haben es mit allen verdorben; mit den nördlichen und westlichen, das bedarf keiner Erörterung; mit den östlichen oder monarchisch-constitutionellen, weil sie politische Freiheit und Republik für gleichbedeutend hielten, und den republikanischen Bewegungen in Frankreich Vorschub leisteten. Was sollte wohl eigentlich der Hoffnungsanker der Schweiz sein? Eine kräftige Bundesverfassung, politische Einheit, wonach auch wir in Deutschland streben. Je mehr wir uns aber vom Jahre 1831 entfernen, desto mehr stellt sich heraus, daß die neuen Regierungen noch viel weniger als die alten, im Stande sind, das Band, welches zwischen den 25 Duodez-Staaten

der Schweiz bestehen sollte, enger zu knüpfen, und dadurch Einigkeit, Frieden und Ordnung im Innern der Eidgenossenschaft aufrecht zu halten. Die alten Regierungen haben doch wenigstens noch die Bundesverfassung von 1815 in Ehren gehalten, die neuen haben sie zerrissen, aber nichts Neues, Besseres an ihre Stelle gesetzt. Sie sind es auch gar nicht im Stande. Dazu fehlen ihnen der umfassende politische Blick, die positiven Kenntnisse der Staatskunst, der Credit im Auslande, ja der Credit im eigenen Volke, den sie nur hätten erwerben können, wenn wirklich neue großartige Schöpfungen aus ihrer Thätigkeit hervorgegangen wären, während sie entweder geruht haben, wo sie hätten handeln sollen, oder nur gehandelt haben, um sich im Besitze der Gewalt zu erhalten, oder Dinge in's Leben gerufen haben, welche Beweise ihrer Unfähigkeit oder Schwäche liefern. Für die Conföderation, wenn sie wirklich eine sein soll, stehen die Sachen viel schlimmer als vorher. Die Zerrissenheit ist größer geworden, oder sie hat sich seit 1831 nur erst recht offenbart. Ist denn die Geschichte der letzten zehn Jahre in der Schweiz etwas Anderes, als eine ununterbrochene Kette von bürgerlichen Zwisten, die entweder blutig oder lächerlich, in beiden Fällen dauerlich waren? Besteht noch ein Bund, wenn die offenbarsten Bundesverletzungen an der Tagesordnung sind, und mit den Waffen in der Hand durchgesetzt werden? Wie? fragen die Unparteiischen, ist das vor 1831 auch so gewesen? und was haben denn die neuen Regierungen gethan, um den Mangel an Einheit, um diesen Ueberfluß und Reichthum an Zerrissenheit durch Gutes, was vorher nicht da gewesen, zu ersetzen? Hier helfen keine Declamationen; was geschehen, das ist geschehen, was geschieht, das geschieht. Thatsachen lassen sich nicht wegläugnen und sprechen lauter, bündiger, überzeugender als alle Demosthenes und Cicero, selbst wenn solche Männer aufzuweisen wären. Die alte Bundesverfassung existirt *de facto* nicht mehr, eine neue ist man zu ohnmächtig zu Stande zu bringen; die Tagsatzung ist eine leere Farce, ihre Beschlüsse werden verlacht; die Vororte bedienen sich ihrer höchstens, um die heißen Kastanien aus der Asche zu holen, und die Unzufriedenen, um Hader und Zwist nicht erlöschen zu lassen, oder Intervention des

einen Cantons in die Angelegenheiten des andern herbeizuführen. Dieser Schein von Bund ist zu wesenlos und schemenhaft, um Gutes, Gemeinnütziges, Bundesgemäßes hervorzubringen; er kann nur noch als Vorwand zu Störungen, Unfrieden und Unordnungen gemißbraucht werden. Was wird aus alle dem erfolgen? Die Diplomatie wird zuletzt *de jure* anerkennen, was bereits *de facto* besteht. Man wird den Bund für aufgelöst erklären, und die größern Cantone sich als souveräne Staaten, die kleinern als besondere Bünde sich constituiren lassen. Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern, Glarus, Zug bilden bereits factisch einen isolirten katholischen Bund, halten ihre besondern politischen Versammlungen, und haben sich seit der Reformation mehr und mehr von der übrigen Schweiz getrennt. Man wird ihnen ihre uralten Bünde, man wird auch den übrigen Cantonen ihre Tendenzen zur ungebundensten, uneingeschränktesten, absoluten Souveränität lassen. Man mag auch ja nicht befürchten, daß etwa Unzufriedenheit daraus entsände. Da Jeder einsieht, daß eine Vereinigung der Cantone unmöglich ist, das Heterogene sich geschieden, das Homogene sich zusammengefunden hat, so würde eine Auflösung im angedeuteten Sinne nur zum Bewußtsein bringen, was schon lange von der Gesamtheit geahnt worden ist, ja sie würde sogar laut ausgesprochene Wünsche erfüllen. Die angebliche Neutralität der Schweiz kann auch kein Hinderniß sein. Der letzte europäische Krieg hat gezeigt, was es für eine Bewandniß damit hat. Beim nächsten europäischen Kriege werden die Cantone doch wieder zur Mitleidenheit gezogen werden, wie von Napoleon und der heiligen Allianz. In diesem Falle würden aber einige Cantone nur mit Widerwillen derjenigen Fahne folgen, zu welcher die übrigen sich geschlagen hätten. In dieser Beziehung ist es besser; jeder einzelne Canton, als souveräner Staat, sucht sich der Partei anzuschließen, mit welcher er sympathisirt. Auch die Handelscantone bekommen dadurch freie Hand, mit demjenigen Zollsystem in nähere Verbindung zu treten, welches ihrem Interesse am meisten zusagt. Mit einem Worte, die meisten eidgenössischen Stände würden gewiß schon selbst auf eine solche Lösung dieses gordischen Knotens angetragen haben, wenn sie sich nicht durch die Wiener Congreßacte ge-

bunden glaubten. Die Geschieke der Schweiz sind der Entscheidung des aus den Großmächten zusammengesetzten Areopags unterworfen, und es läßt sich auch nur von da aus die Lösung der Hauptfragen der schweizerischen Politik erwarten, welche durch die thatsächlichste Vernichtung der Bundesakte im Innern und veränderte Verhältnisse im Auslande zur vollkommenen Spruchreife gediehen sind."

„Was würde aber die Tagsatzung selbst dazu sagen?“ wendete ich ein.

„Das ist die Tagsatzung!“ entgegnete mein Freund.

Er zeigte auf die vor uns versammelte Diplomatie, und sah mich dabei mit einer Zuversicht an, welche jede Aussicht auf Sinnesänderung abschneidete.

Endlich erschienen die lang erwarteten Tagsatzungsmitglieder. Hinter ihnen nahmen rechts vom Bundespräsidenten der Berner Regierungsrath, und in Galauniform, nicht ohne Orden, der eidgenössische Stab, neben den fremden Gesandten das Berner Obergericht Platz. Hinter dem Präsidenten standen in Front die höhern Offiziere der Berner Milizen aufgestellt, in der Mehrzahl schöne militärische Gestalten mit kräftiger Haltung und ritterlichem Anstande, wie denn überhaupt die Berner Mannschaft, wenn sie anhaltender und gründlicher militärisch gebildet würde, eine ausgezeichnete Truppe sein könnte. Einige Figuren darunter verdarben jedoch den Gesamteindruck. Hinter dem Militär reihten sich die buntbemäntelten Standeswäibel, der Stolz des republikanischen Publikums, vor den Kirchthüren, während die bunten Uniformen der Diplomatie mitleidig als monarchischer Flitterstaat belächelt wurden. Man setzte und bedeckte sich. Vom Chore herab erschallten Bruchstücke von Bruchstücken des Händelschen Halleluja. Hierauf las der Bundespräsident Schultheiß Tscharner, erster Ehrengesandter des hohen Standes Bern, wie er offiziell genannt wird, ein ehrwürdiger Greis in Silberhaaren, eine Eröffnungsrede ab. Er sprach von den Wirren in der Schweiz und den Früchten des Friedens und der Freiheit. Mit scharfer Betonung klangen die Worte zu mir herüber:

„Ihnen liegt es nun ob, Eidgenossen und Brüder! dieses unerseßliche, von den Voreltern

mit ihrem Blute erworbene Gut der Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes sorgsam zu bewahren, dasselbe durch Eintracht immer mehr zu befestigen, und dieses edle Gut weder durch gewagte Versuche zu angeblichen Verbesserungen im eidgenössischen Grundvertrage, noch durch ein gefährliches Streben nach Ausdehnung der Competenzen der Bundesbehörden auf's Spiel zu setzen. — Unter den Gegenständen, welche die diesjährige Tagsatzung beschäftigen werden, ist die auf dem nämlichen Standpunkt, auf welchem sie bei Vertagung der letzten Bundesversammlung sich befunden hat, gebliebene Angelegenheit der Klöster im Aargau eine der wichtigsten. Möchte es der Weisheit der Stellvertreter sämtlicher schweizerischen Cantone gelingen, die Ansprüche eines souveränen Mitstandes, der die nothwendigen Maßregeln zur Herstellung und Wahrung seines innern Friedens zu ergreifen sich für berechtigt hält, mit den Vorschriften des Bundesvertrags und mit der Sicherstellung der Rechte beider in der Schweiz bestehenden christlichen Confessionen zu vereinigen, und jede aus der dermaligen Lage der Dinge entspringende Besorgniß zu entfernen!“

Dieser Wunsch ist ein frommer geblieben. Die Rede war verhallt, da erhob sich Staatskanzler Amthyn und verlas den Eid, und Staatschreiber Dr. Gonzenbach sprach die Worte vor, welche die Gesandten nachsprachen, und worin sie geloben, den Inhalt des verlesenen Eides im Namen ihres Staates getreulich und ohne Gefährde zu halten. Der Eid besagt unter Anderem, daß die Cantone mit Gut und Blut die Bundesverfassung von 1815 aufrecht halten wollen.

Nach Beendigung dieser Ceremonie, die der Himmel geduldig mit angehört hatte, Instrumentalmusik, sodann Aufbruch aus der Kirche in das eigentliche Sitzungslokal der Tagsatzung. Noch ein Paar Augenblicke, und die Kirche war leer, die Thüren verschlossen, die Bewegung auf den Straßen alltäglich, wie vorher.

### M i s c e l l e n.

„Die Fledermaus,“ erzählt Dr. H. G. L. Reichenbach in seiner interessanten Abhandlung: „Blicke in das Leben der Thierwelt, verglichen mit dem Leben

des Menschen: „die Fledermaus geht in ihrer Mutterliebe so weit, daß sie auf ihren Ausflügen ihr Junges nicht zu Hause dem Zufalle überläßt, sondern den an sie fest sich anklammernden Säugling, durch die Lüfte dahin flatternd, angebrückt an ihren Busen und mit einer Klappe von ihrer Flughaut umhüllt, mit sich herumträgt.“ 1.

Göthe's Denkmal. Man berichtet aus München, daß am 21. Juni das Modell zu dem nach Frankfurt bestimmten Denkmal Göthe's in die Stiglmaier'sche Gießerei gebracht worden sei, wo der Guß alsbald beginnen solle. Der Dichter ist stehend dargestellt und in seiner Linken, die außerhalb des Mantels herabhängt, hält er einen Lorbeerkranz. Die Ähnlichkeit der Züge, sowie die Haltung der ganzen Gestalt soll bewundernswerth sein. 3.

Das Denkmal des Herzogs von Orleans, das in der Kapelle des heil. Ferdinand in Sablonville errichtet werden soll, ist nach dem Modell Scheffer's, den der Herzog seinen Freund nannte, von Triquetti ausgeführt. Der Engel am Todtenbette ist von der Prinzessin Maria und zu dem Basrelief des Piedestals hat Louis Philipp die Idee gegeben. Es stellt Frankreichs Genius dar, der über der Asche des Herzogs weint. 3.

Titel-Wuth. An den böhmischen Babelisten ist die ängstliche Sorgfalt, mit welcher jedem der „titulirten Herren und Frauen Badegäste“ sein volles Titularrecht widerfährt, schon oft lächerlich gemacht, dabei aber immer vergessen worden, daß der größere Theil der Lächerlichkeit die Behörde trifft, die den Paß ausgestellt hat, indem die Titelangabe diesem entnommen wird. Die Tepliger Babeliste liefert hierzu einen Beitrag, der kaum seines Gleichen finden dürfte. Unter den Angekommenen ist: „Frau Isidore Wilhelmine Kunigunde N. N. geborene Freiin von . . .“, Ritters, Rittergutsbesizers, mehrerer gelehrten Gesellschaften und der ersten Deputirten-Versammlungs-Kammer im Königreiche Sachsen zu Dresden Mitglieds Gemahlin.“ Versuche nur Jemand, das in eine fremde Sprache verständlich zu übersetzen. 4.

Leider eine seltene Antwort. Eine nach Schriftstellerruhm lüsterne Dame unweit Berlin sagte vor Kurzem: „Besten Doctor, Sie sind mir freundlich, ich habe eine Bitte, lesen Sie dies Manuscript, es ist eine historische Erzählung, und schreiben Sie mir Ihr Urtheil offen, unumwunden. Das soll entscheiden, ob ich sie drucken lasse, und seien Sie aufrichtig, denn schlimmsten Falls habe ich mehr Stähle im Feuer.“ — Der Doctor las und schickte das Manuscript mit den Worten zurück: „Mein ehrlichster Rath, schöne Freundin, ist, beifolgende Erzählung dahin zu legen, wo Ihre Stähle liegen.“ 4.

## F e n i l l e t o n .

Verheißungen der chinesischen Regierung. Der Engländer Macpherson erzählt in seinem Werke: „Zwei Jahre in China,“ daß die chinesische Regierung die löbliche Gewohnheit hat, wenn sie in Gefahr kommt, viel zu verheißeln und wenig zu halten. Die Chinesen sind damit so vertraut, daß sie den Verfügungen ihrer Regierung selbst keinen Glauben mehr schenken. Was ist die Folge davon? der letzte Krieg mit England hat's gezeigt. Unter Anderem setzte die chinesische Regierung einen Preis von 5000 Thalern auf den Kopf eines englischen Offiziers, 500 Thlr. weniger für den untergeordneten Rang und so fort. Anfänglich erregte dieser Tarif bei den Engländern Besorgnisse; — vergebliche Furcht! Die Chinesen waren so oft hinter's Licht geführt worden, daß sie nichts mehr glaubten.

Noch etwas Chinesisches. In China stehen die Zöpfe noch in ihrer vollen Blüthe, während sie bei uns nur noch in einzelnen seltenen Exemplaren vorhanden sind, und den Bestrebungen der Conservativen zum Trost, wie die Steinböcke auf den Alpen, bald ganz ausgestorben sein werden. Freilich, bei uns hatten sie immer etwas Idealisches. Kein Zweifel, daß die alten Cheruskier und Katten lange Haare getragen haben, aber etwas längere als Zahn, Maßmann und die jetzigen Modeherren in Paris; gründlichen Forschungen zufolge herrschen darüber noch Mißverständnisse. Die Römer verschlossen im Frieden die Pforten des Janustempels und öffneten sie im Kriege; die Katten banden ihre langen Haare in Friedenszeiten in Zöpfe zusammen, und verstatteten ihnen nur im Kriege Ungebundenheit. Man sieht, daß ein Zopf ein friedliches langes Haar, und langes Haar im Grunde genommen ein kriegerischer Zopf ist. Auf diese Weise hängt der Zopf mit dem langen Haar, das lange Haar mit der Burschenschaft, die Burschenschaft mit der Demagogie zusammen, — also sind die Zöpfe idealisch, und ihr Verlust kein Uebel. Anders in China, wo Alles eine praktische Richtung hat, und die Beförderung der materiellen Interessen selbst durch Zöpfe ermöglicht wird. Ein englischer Offizier erzählt, daß dieser Haarschmuck den Leuten von den untern Ständen nicht ganz unnützlich ist. Er sah eines Tages einen chinesischen Bauer, der sich seines Zopfes statt einer Peitsche zur Antreibung eines störrigen Schweines bediente; ein Diener brauchte seinen Anhang zum Abstäuben eines Tisches. Gerathen zwei Chinesen in heftigen Zorn, so ergreifen sie sich bei den Zöpfen, schlingen sie mehrmals um ihre Faust, und rupfen sich auf solche Weise so lange, bis einer nachgiebt, — eine praktische Benützung der Zöpfe, wovon wir in Deutschland keine Ahnung hatten, da, wie gesagt, das Idealisches bei uns überwiegend ist.

Ein neuer Puff! Großartig! ächt englische Fabrik! ein Hindu, der durch's Land zieht, um sich für

Geld lebendig begraben zu lassen, was er bereits mehrere Male ausgeführt hat, und Wochen, ja Monate lang unter der Erde geblieben ist. Er ist dreißig Jahr alt, aus einem Dorfe bei Kurnaut gebürtig und heißt u. s. w. Wie ist das möglich? Dieser außerordentliche Mann bleibt dadurch unter der Erde so lange am Leben, daß er den Mund fest zudrückt und seine Zunge im Innern des Mundes an die Deckung legt, welche mit den Nasenlöchern in Verbindung steht. Einige Tage vor seinem Begräbniß enthält er sich aller Nahrung, hierauf wird er in einen Zuchtsack genäht, und damit er nicht von Ameisen oder andern Insekten belästigt werde, schlägt man seine unterirdische Zelle mit Tuch aus. Lieutenant Macknaghten hielt ihn für einen Betrüger und stellte ihn auf die Probe. Er sperrte ihn in einen hölzernen Kasten, hängte ihn an der Decke auf, und ließ ihn vierzehn Tage hängen. Als man den Kasten öffnete, war der Hindu wie eingeschlafen, erwachte aber bald. Alles zu lesen im „Mirror.“ Wann werden wir in Deutschland so weit in der Civilisation fortgeschritten sein, Puffs zu erfinden? ein deutscher Puff, ein Bundesgesetz über Pressfreiheit würde uns um Jahrhunderte weiter bringen.

Die Töchter der Rebecca. Es ist eine alte Erscheinung in England, daß revolutionäre Bewegungen dort auf die Bibel, namentlich das alte Testament sich stützen. Der von den aufgestandenen Pächtern in Südwallis angenommene Name Rebecca bezieht sich auf Genes. XXIV, 60: „Und sie segneten Rebecca und sprachen zu ihr: Du bist unsere Schwester, wachse in vieltausendmal tausend, und dein Same besitze die Thore seiner Feinde.“ An den Thoren wird nämlich der Zoll eingenommen, welchen Rebecca abgeschafft wissen will.

Hahnemann's Tod. Es ist seit längerer Zeit Mode, daß ausgezeichnete deutsche Künstler und Gelehrte in Paris leben, jetzt scheint es dahin zu kommen, daß sie auch dort sterben. Wie viele liegen auf dem Pariser Friedhof. Kürzlich ist der Vater der Homöopathie, Hahnemann dort gestorben.

Ein nothwendiges Uebel. Was doch nicht alles für Erfindungen gemacht werden! Daß die Pressfreiheit eigentlich ein Tyrannisiren der öffentlichen Meinung ist, wissen wir schon lange, daß die Gelehrten in Ständerversammlungen ein Lurusartikel sind, ist schon etwas moderner, das Neueste aber ist, daß Freiherr v. Welken in der bairischen Deputirtenkammer die Eisenbahnen für ein nothwendiges Uebel erklärte. Die Augsburger Allgemeine fügt hinzu: „Der Redner sucht diese seine besondere Ansicht in einer weitläufigen Ausführung zu begründen. Das Regieren werde dadurch sehr erschwert, besonders jenen Regierungen, welche nicht dem System des Geschehenlassens, sondern dem der Bevormundung folgen.“